

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Band: 65 (1956)
Heft: 4

Artikel: Der grosse Nae Yaku
Autor: Bartholomeusz, Mark
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-975620>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

den Wedda, oder dem «niri veddo», dem unbekleideten Wedda, obgleich Nacktheit vollständig verschwunden ist.

Die Religion der Wedda enthält keine Legenden über den Ursprung des Menschen und des Universums. Sie glauben an den helfenden Geist der Verstorbenen und an die Geister, die in den Felsen, Bäumen und Flüssen hausen. Da die Wedda viele

Zauberformeln kennen, beschwören sie diese Geister, wenn sie sich in Gefahr befinden, vor allem, wenn sie von wilden Tieren angegriffen werden. Zeremonien mit beschwörenden Tänzen und Opfergaben werden besonders für den Gott Nae Yaku, den Gott des Stammes, der das Gute und Böse über sie ausbreitet, veranstaltet, um ihn gnädig zu stimmen und das Böse abzuhalten.

DER GROSSE NAE YAKU

Von Mark Bartholomeusz

Nie werde ich den Augenblick vergessen, als ich zum ersten Male dem Wedda Randhuna gegenüberstand. Er war klein, nussbraun, und um sein etwas negerhaftes Antlitz wallte eine Masse schwarzen Haares. Nackt bis auf ein Lendentuch hockte er am Boden der kleinen Dschungellichtung bei Thumburuhenewewa, wo wir unser Lager aufgeschlagen hatten. Er musterte mich mit misstrauischen, schlaun Augen, die in verblüffendem Gegensatz zu seinen sonst so apathischen Zügen standen. Obgleich wir nur von Colombo hergereist waren, hätten wir in seiner Vorstellung ebensogut von einem andern Stern kommen können.

Wir hatten Colombo vor einigen Tagen mit der festen Absicht verlassen, einen Filmstreifen über die Wedda nach Hause zu bringen; eine lebenswarme dauernde Erinnerung an ein Volk, das am Aussterben ist. Und hier waren wir nun.

«Es gibt nichts, das er nicht fertigbringen könnte», sagte Francis, als seine Hand zärtlich über den heissen Kühler des Jeeps strich. Keiner wunderte sich, dass sich der Kühler heiss anfühlte. Wir hatten Inginiyagala in den heissen Mittagstunden verlassen und Thumburuhenewewa bei Sonnenuntergang erreicht; fünf Stunden, um eine Strecke von nur 25 Kilometern hinter uns zu legen! Wir mussten uns unseren Weg durch ausgetrocknete Flussbette, schmale Tierpfade und dichten Dschungel erarbeiten. So erreichten wir das Weddadorf erst am Abend, wo uns Gamini seinen alten Bekannten, Randhuna, vorstellte.

Wir beeilten uns mit dem Errichten unseres Lagers, da die Dämmerung rasch einbrach. Wenig später hüllte uns schon tiefste tropische Nacht ein. Grillen zirpten laut und aufdringlich; setzten sie einmal aus, ging ein geheimnisvolles Atmen durch den Dschungel. Nicht weit von unseren Zelten konnten wir die kleinen, aus Baumrinden gebauten Hütten der Wedda als schwarze, geheimnisvolle Schattenrisse erkennen. Randhuna war der einzige,

der genügend Zutrauen zu uns gefasst hatte, um seine Hütte, die kaum höher war als er selbst, zu verlassen und sich zu uns zu gesellen. Er setzte sich mit uns um die Petrollampe, die ein mattes Licht auf sein öliges Gesicht warf. Bald verschwand auch das letzte Misstrauen. Als wir so zusammen sassen, erzählte er uns Geschichten und Erlebnisse aus früheren Jahren, als sein Stamm noch in Höhlen wohnte.

«Auch ich lebte in einer Höhle», erzählte er und wies mit der knorrigten Hand nach Norden, «dort, im riesigen dunklen Henebedde Wald, der von Nae Yaku, dem grossen Gott, und dem wilden Bären bewohnt wird.»

«Hast du dich nicht vor dem wilden Bären gefürchtet?» Randhuna schaute mich an und lächelte. Es war sein erstes Lächeln in unserer Gegenwart. «Und ob ich mich gefürchtet habe! Aber schliesslich verdanke ich dieser Furcht, dass ich auf die Schliche meines Erzfeindes kam. Befinde ich mich aber in grosser Gefahr, stosse ich eine Zauberformel hervor, die mich mein Vater gelehrt und die er selbst schon von seinem Vater gelernt hatte; dann kann mir nichts geschehen.»

Wir schwiegen ungläubig. Doch Gamini, der früher einige Zeit mit den Wedda gelebt und mit ihnen gejagt hatte, bestätigte, dass auch er mehr als einmal vom Angriff wilder Tiere dank den Zauberformeln der Jäger verschont geblieben war. Die Tiere, so sagte er, auch die wildesten, würden mitten im Angriff wie von unsichtbaren Händen aufgehalten, sie wichen erst zurück, um dann wie besessen in den Dschungel zu fliehen. Hypnose? Telepathie? Was wissen wir von den Kräften, derer sich Naturvölker noch zu bedienen vermögen? Können wir die Wichtigkeit der Beschwörungen und Zauberformeln im Leben der Wedda in ihrer ganzen Weite ermessen? Von Neugierde getrieben bat ich Randhuna, einige dieser Zauberformeln deutlich auszusprechen, und Dharmasena nahm seine

Stimme auf Tonband auf. Was Randhuna sprach, erschien uns als eine Reihe sinnloser Silben, Ausdruck einer eigenartigen und schon längst dahingegangenen Sprache.

Als Randhuna in jener Nacht in seine Hütte zurückkehrte, war seine Brust von Staunen und Stolz erfüllt. Ein Wunder war geschehen, er hatte seine eigene Stimme gehört, sie war aus einem schmalen, rasch sich drehenden Streifen Band emporgestiegen und hatte das Zelt der Fremdlinge erfüllt.

Anderntags zeigten und erklärten wir ihm auch die Film- und Photoapparate. Er war tief beeindruckt, als wir ihm erzählten, wir würden nun auch Gesicht und Gestalt der einzelnen Wedda festhalten, wie wir das auch mit seiner Stimme getan hatten, obwohl er nichts an Stimme, die ändern und auch er selbst nichts an Gesicht und Gestalt einbüßen würden.

Von nun an hätten wir uns keinen besseren Vermittler als Randhuna wünschen können. Als wir am nächsten Morgen den Häuptling besuchten und ihm als Geschenke Tücher und «beatle leaves», eine besondere Blattart, die gekaut wird, brachten, empfing er und der ganze Stamm uns mit Freundslichkeit. Wir mussten nun nicht mehr befürchten, auf Widerstand zu stossen. Der ganze Stamm unterstützte uns in unseren Bestrebungen während der nächsten drei Wochen, und als wir Thumburuhewewa verliessen, um nach Rathugala, einem andern Weddadorf, weiterzuziehen, hatten wir auf unserem Filmstreifen viel Interessantes aus dem Leben der heutigen Wedda festgehalten.

In diesen bilderreichen Tagen lebten wir das Leben der Wedda. Oft begleiteten wir sie auf ihren Jagden und nahmen am Fischfang teil. Täglich brannte die Sonne unbarmherzig hernieder, und oft irrten wir stundenlang durch kleine, kaum begangene Wege, um nach Honig, essbaren Pflanzen, Früchten und Wild zu suchen.

Von all unseren Erlebnissen steht besonders eines greifbar lebendig in meiner Erinnerung: der Tanz für den Gott Nae Yaku, der im Glauben der Wedda das Gute und Böse unter die Menschen verteilt. In den Tagen unseres Besuchs hatte er die Wedda mit Bösem überhäuft: es herrschte Trockenheit. Um nur ein Tröpfchen Wasser heimbringen zu können, mussten die Frauen bis zu drei Fuss tief im Flussbett graben. Mit dem Mangel an Wasser ging auch das Fehlen von Wild einher. Der Dschungel rings um das Dorf war wie ausgestorben, und die Jäger kehrten täglich mit leeren Händen von ihren Streifzügen zurück. Der Häuptling des Stammes erkannte, dass sich Nae Yaku gegen sie gekehrt hatte. Nur eine versöhnende Zeremonie würde ihnen die Gunst des Gottes zurückbringen können.

Kokosnüsse, Aricanüsse, Blätter zum Kauen und Tücher häuften sich als Gaben in der Mitte der Lichtung an. Ein Trommler, der besonders für diesen Tag ausgewählt worden war, schlug einen langsamen Rhythmus, zu dem Randhuna und Heen

Handhuna, von denen der Letztere gleichzeitig Priester und Tänzer war, einen Tanz begannen. Zuerst langsam, dann immer schneller und schneller wurde der Rhythmus, bis die Tänzer wie rasend über den Sand wirbelten, die Gesichter verzerrt von der Anstrengung, dem jagenden Schlag der Trommel zu gehorchen. Randhuna begann, völlig von der Raserei des Tanzes besessen zu sein. Seine Augen traten aus dem dunklen Gesicht hervor, sein Mund schäumte. Auf einmal pfeilte er durch die Lichtung und warf sich auf einen jungen Mann, auf Thutha, der als der beste Jäger im Dorfe bekannt war. Für einen kurzen Augenblick entstand zwischen dem Tänzer und dem Angegriffenen ein wildes Ringen, worauf sich Randhuna wieder wie rasend tanzend auf den Sandplatz zurückzog. Nicht für lange indessen. Als die Trommel in ein Donnern ausbrach, lief heftiges Zucken durch Randhunas Leib, plötzlich sank er mit einem wilden Schrei zu Boden. Sein Leib wurde von Zuckungen geschüttelt, aus seinem Munde strömte Schaum. Auch Heen Handhuna hatte unterdessen den Tanz beendet und murmelte jetzt eine feierliche Beschwörung über den zuckenden Leib. Kurz darauf erhob sich Randhuna ruhig, entspannt, völlig normal.

Als die Zeremonie beendet war, erkundigte ich mich beim Häuptling, weshalb Randhuna mit seinem Sohne Thutha gekämpft habe. Der Häuptling gab nur widerstrebend Auskunft:

«Es war nicht Randhuna, der kämpfte. Es war der Geist des grossen Nae Yaku, von dem Randhuna besessen war, das heisst, Randhuna hat Nae Yaku seinen Leib geliehen, damit er sich uns zeigen konnte; indem er sich auf meinen Sohn Thutha stürzte, hat er ihm Segen gebracht, den Segen eines erfolgreichen Jägers.» Doch nicht nur Thutha würde den Segen spüren, denn die Gaben und der Tanz würden Nae Yaku für den ganzen Stamm gnädig stimmen. Bald würde der Dschungel von Tieren wimmeln, und überall würden Quellen aufbrechen und frisches Wasser spenden.

Trotz den harten Lebensbedingungen durch Dürre und zeitweiligen Mangel an Wild ziehen die Wedda dieses Gebietes das Leben als Jäger dem Leben eines sich fest niedergelassenen sesshaften Landwirtes vor, wie es die mehr zivilisierten Wedda gewählt haben, die sich in den Gebieten des Inginiyagala Dammes dem modernen Kolonisationssystem der ceylonesischen Regierung angeschlossen haben. Stolz auf ihr reines Blut glauben die noch jagenden Wedda die einzig echten Glieder ihres Stammes zu sein, und sie sprechen mit leichter Verachtung von ihren Verwandten, die am zivilisierten Leben der Singhalesen teilnehmen und sich mit ihnen vermischen.

Nachdem wir einige Wochen in Thumburuhewewa und Rathugala zugebracht hatten, begannen uns die Wedda als gute Freunde zu betrachten. Des Abends folgten sie oft Randhunas Beispiel, setzten sich zu uns vor die Zelte und erzählten uns Geschichten aus vergangenen Zeiten, als das einzige

Recht noch das Recht des Dschungels war. Als ich diese Menschen so stolz von ihrer Vergangenheit sprechen hörte, überfiel mich Traurigkeit über die

Entwicklung auf unserem Planeten, die vielleicht in einem halben Jahrhundert schon diese wenigen Stämme der Wedda ausgelöscht haben wird.

BLUTSPENDER RETTEN DAS LEBEN EINER JUNGEN FRAU

Kürzlich wies ein Arzt des bernischen Mittel-landes eine im achten Monat schwangere Patientin wegen schwerer Nierenerkrankung und anormal hohem Blutdruck ins nächste Bezirksspital. Da dort der Blutdruck noch anstieg, schritt der sie behandelnde Arzt zum Aderlass. Im Verlaufe des Tages setzten Blutungen ein; der Arzt vermochte auch nicht mehr die Herztöne des Kindes oder dessen Bewegungen festzustellen. Er ordnete sofortige Ueberführung der jungen Patientin — es war der Tag ihres 23. Geburtstages — ins Frauenspital Bern an.

Bei ihrem Eintritt in dieses Spital war die Patientin äusserst schwach, sah blass und verfallen aus und zeigte fliegenden Puls. Die Blutungen dauerten unvermindert an. Die Aerzte stellten fest, dass das Kind im Mutterleib abgestorben war und beschlossen sofortige Entfernung der toten Leibesfrucht mittels Kaiserschnittes. Die Zahl der weissen Blutkörperchen war der zunehmenden Vergiftung wegen erschreckend hoch. Vor dem Eingriff erhielt die Patientin zweimal je 400 ccm Konservenblut sowie zwei Traubenzuckerinfusionen. Nach dem

Eingriff hörten die Blutungen nicht auf. Blutungs- und Gerinnungszeit waren beträchtlich verlängert; es war somit erwiesen, dass die Frau an einem akuten Fibrinogen-Mangelzustand litt und zu verbluten drohte. Aus diesem Grund erhielt die Frau zwei weitere Bluttransfusionen zu je 400 ccm sowie das für sie lebensrettende Fibrinogen in drei Infusionen von je 1,1 g. Zwei Stunden später, nachdem Blut- und Gerinnungszeit immer noch verlängert waren, wurden der Patientin wiederum 400 ccm Blut transfundiert sowie zwei Infusionen von je 1,1 g Fibrinogen zugeführt, das zur endgültigen Blutstillung führte. Anderntags waren Blutungs- und Gerinnungszeit wiederum normal; die Frau war gerettet.

Das Schweizerische Rote Kreuz vermag Fibrinogen, das es aus dem Blute von Spendern gewinnt, erst seit anfangs Januar dieses Jahres zur Verfügung zu stellen. Vor Neujahr hätte die Frau wohl nicht mehr gerettet werden können; sie wäre verblutet. So haben ungenannte freiwillige Blutspender wiederum ein Menschenleben gerettet.

ZUR MAISAMMLUNG DES SCHWEIZERISCHEN ROTEN KREUZES UND DES SCHWEIZERISCHEN SAMARITERBUNDES

Das rote Kreuz im weissen Feld ist heute Millionen von Menschen in vielen Ländern der Erde wohl vertraut als Symbol der Barmherzigkeit und Hilfe. Es ist bekannt als Schutzzeichen im Krieg, das auf den Armbinden des Sanitätspersonals und auf den Flaggen und Dächern der Hilfsstellen und Spitäler angebracht ist, um diese vor Angriffen und Zerstörung zu bewahren. Es ist bekannt als Schirm und Ausweis der Rotkreuzdelegierten, die sich für die Verbesserung des Loses der Kriegsgefangenen und Zivilinternierten einsetzen. Aber auch im Frieden erscheint das Zeichen des Roten Kreuzes in jenen Stunden des Lebens, wo Not und Leiden den Menschen bedrängen: am Bett des Kranken, auf den Stätten von Unfällen oder Katastrophen, in den Lagern der Flüchtlinge, in den Hütten der Armen. Das rote Kreuz ist das Wahrzeichen einer Hilfe,

die grundsätzlich nirgends Halt macht: an keinen Schranken, die zwischen Kriegsparteien, Nationen, Rassen, Glaubensbekenntnissen oder politischen Gruppierungen aufgerichtet sein mögen. Was die Rotkreuzhilfe sucht und worauf es ihr ankommt, ist der Mensch in der Not, ohne Ansehen seiner Zugehörigkeit, auch ohne Ansehen seiner Schuld. Weil der Beweggrund des Roten Kreuzes nicht die Vorliebe ist, sondern die Liebe, die Verantwortung des Menschen für den Mitmenschen schlechthin, neigt es sich gerade auch jenen zu, die es als seine Feinde betrachten könnte.

Nun liegt das Bedeutsame für uns Schweizer in der Tatsache, dass das rote Kreuz im weissen Feld durch die Umkehrung der eidgenössischen Farben gebildet worden ist. Dadurch ist 1864 — beim Abschluss der 1. Genfer Konvention — zum Ausdruck